

WIZ WHARTON
Du hast mir nie erzählt

Liebe Leser:innen, in diesem Roman werden an einigen Stellen rassistische Szenen, Bilder oder rassistische Sprache reproduziert, die sich gegen Asiat:innen richtet. Dies spiegelt in keiner Weise die persönliche Meinung der Autorin, des Übersetzers oder die Haltung des Verlags wider.

WIZ WHARTON

DU HAST
MIR NIE
ERZÄHLT

Roman

Übersetzung aus dem britischen Englisch
von Christian Lux

eichborn

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion.
Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten
darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher
in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien
kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Eichborn Verlag

Titel der englischen Originalausgabe:
»Ghost Girl, Banana«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2023 by Wiz Wharton;
published in the UK by Hodder & Stoughton

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2023 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln
Textredaktion: Doreen Fröhlich, Chemnitz
Umschlaggestaltung: © SO YEAH DESIGN, Gabi Braun unter Verwendung von
Motiven von © shutterstock.com: kuzzie | Mark Hall | Marish
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Dante MT
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-8479-0146-4

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter eichborn.de

Für Mumma, natürlich

›Solch eine fette Gans liegt nicht auf der Straße herum.«

CHINESISCHES SPRICHWORT ZWEIFELHAFTEN URSPRUNGS

Einhundert Meilen entfernt von Heathrows zweiter Landebahn 1977

Von hier an beschleunigen sie den Sinkflug, ihre Trommelfelle schwellen wie Maiskörner in der Pfanne, *pop, pop, pop*. Durch das Oval des Fensters wird die Welt wieder sichtbar; auf Kunstrasen geklebte Spielzeugkühe, eine Landschaft wie aus einer Fernsehserie für Kinder, mit Seen aus Zellophan und Häusern aus Cornflakespackungen. Ihre roten Sandalen zertreten die Wachsmaler zu ihren Füßen und schieben ihre Bruchstücke in eine Lache lang erkalteter Tunke.

»Nicht ... mehr weit«, sagt die Frau. Sie ist mit ihnen gereist, und ihr Gesicht ist freundlich, aber sie ist nicht ihre Mutter. Und wie steht es um ihren Vater? Er ist am Boden bei den Seen und Kühen. Er wartet auf dem ölverschmierten Asphalt. Sie haben Mist gebaut, und er ist ihre Bestrafung. Denke immer daran.

Die Hände ihrer Schwester greifen nach den ihren unter dem Laken, die winzigen Fingernägel schorfig und um den Nagelrand ausgefranst, und obwohl sie sich vor dem Gefühl ekelt, so ist es doch das Einzige, das ihr vertraut scheint – und das ihr weiterhin vertraut sein würde in all den Jahren, die darauf folgen. Denke immer daran. Behalte es bei dir.

Von hier an beschleunigen sie den Sinkflug.

ERSTER TEIL

Anfänge



EINS

Lily London, 1997

12. Tag der Trauer

Mit 25 erinnerte ich mich nur noch an zwei Dinge über Mumma. Das Erste war, dass sie nach Wassermelone roch, das Zweite, dass wir glücklich waren.

Wir hatten natürlich den Namen unseres Vaters angenommen, doch ein Name erzählt immer nur die halbe Geschichte. Die andere Hälfte existierte in jenem seltsamen Unterholz: getuschelte Fragen, eine stille Post, die mit den Jahren in Schweigen übergegangen war. Und darin lag das Problem. Wie ein tropfender Wasserhahn oder eine unbezahlte Rechnung lauerte Mumma stets in meinem Hinterkopf und wartete nur auf den Augenblick, mich zu überraschen.

Der Anfang meines Endes ist leicht auszumachen. Ich stand am Wohnzimmerfenster und betrachtete die dritte Runde des Trauermarsches für meinen Nachbarn, der um das Anwesen führte. Brixtoner Regen. Die Art Regen, die nichts säubert, die nur den Schmutz und den Gestank fortträgt und woanders zurücklässt.

Eine kleine Gruppe hatte sich am Parkplatz versammelt und tat so, als würde sie nicht nass werden unter ihren behelfsweise übergestülpten Tesco-Tüten und Regenschirmen mit gebroche-

nen Kielen, allerdings wäre ich mir verlogen vorgekommen, wenn ich mich zu ihnen gesellt hätte. Ich kannte nicht mal den Namen des Verstorbenen, auch wenn wir uns sehr oft gesehen hatten. Unsere Wohnungen lagen einander gegenüber und waren nur durch eine triste Annäherung an etwas getrennt, das man mit viel Fantasie Platz nennen könnte, und manchmal, wenn ich nachts aus dem Schlaf schreckte, sah ich ihn gegen das Glas seines Fensters gelehnt.

Frettchen, dachte ich oft: über die Art, wie seine Hände immer in Bewegung waren, seine knöchigen Finger durch seine Haare pflügten oder durch den Stoff seiner Weste über seine graue Haut strichen. Eines Tages würde ich hinübergehen, sagte ich mir selbst. Er hatte vielleicht auch eine Geschichte. Wir könnten Freunde werden. Aber ich habe es nie gemacht.

Das etwas zu lange Klappern am Briefschlitz, das vom melodielosen Pfeifen des Briefträgers begleitet wurde, lockte mich vom Fenster. Ich wartete ab, bis er ging, lauschte darauf, wie sich der kleine feuchte Rhythmus seiner Schritte vom Treppenabsatz entfernte, bevor ich mich in den Hausflur begab.

Auf der Fußmatte lag ein einzelner Umschlag. Ich war nie die Art Person, die sich über Post freute; die Blumen oder Briefchen von Männern oder Einladungen von ehemaligen Schulfreundinnen erwartete. Es handelte sich überwiegend um Speisekarten und Terminerinnerungen, manchmal vielleicht eine dieser unpersönlichen Einladungen zu Selbstverteidigungskursen oder zum Nachbarschaftsfest, bei dem niemand meine Anwesenheit erwartete.

Ich habe dennoch alles behalten. Direkt am Eingang der Wohnung aufgebahrt, zeigten meine Briefe jedem, der vorbeikam – also meinem Vermieter, dem Pizzalieferanten, der nass

von seinem winzigen Moped stieg –, dass mein Leben ereignisreich war, bevölkert von beschäftigten Menschen.

Ich warf den Brief zu den anderen und ging wieder zurück, um den Parkplatz zu beobachten. Die Trauerprozession war weitergezogen, aber die Leute verharrten in Grüppchen, in Gespräche verhangen und nicht willens, auseinanderzugehen. Vielleicht warteten sie auf eine Zugabe, eine zweite Gelegenheit, um über ihre Sterblichkeit nachzudenken. *Aber er sah doch so gut aus, als ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Im einen Augenblick war er noch da, und dann ...*

Verschwunden.

Scheiße, was soll's. Heute war der Tag dafür. Sechs Jahre ohne den Zwang jeglicher Routine hatten mich zu einer Frau willkürlichen Aufstehens gemacht, die sich den Luxus gönnte, den Wandel der Welt durch das Prisma ihres Schlafzimmerfensters zu beobachten. Ich kannte das Dröhnen der Motoren meiner Nachbarn, die genauen Verzierungen der Graffiti-Tags, die Bruchlinien der Risse in den Wänden. In einem anderen Leben wäre diese Beobachtungsgabe nützlich gewesen. In diesem bewachte ich im Wesentlichen nur Uhren.

Ich holte die Post aus dem Flur und begann sie auf meinem Wohnzimmertisch zu sortieren, wies den Umschlägen Kategorien zu und las mir selbst vor: Daves Disco, Lieferdienst, Therapie – so wie in diesem Spiel, das wir spielten und das man *Remember* nannte. Nur der neueste Brief wollte in keine Kategorie passen. Ich nahm ihn und schaute ihn mir an. Er lag gelb und dünn in meiner Hand, das Papier wirkte angestrengt edel, die Adresse schien achtlos hingeschmiert. Ich schüttelte die Regentropfen von ihm ab, riss ihn an einer nicht angeleckten Ecke auf und zog den in ihm verborgenen Brief hervor. *Commissioner for*

Oaths, stand dort, *Urkundsperson*, und dann folgten Angaben über einen Londoner Anwalt, dessen Büro in der Gray's Inn Road lag.

Betreff: In der Angelegenheit Miss Lily Miller, geborene Li-Li Chen, Tochter von Sook-Yin Chen, wohnhaft gewesen in der Castle Peak Road, Kowloon.

Sätze hüpfen vor meinem Gesichtsfeld hin und her, die schwarze Tinte nahm auf dem Papier unkenntliche Formen an.

Wir schreiben Ihnen, um Ihnen mitzuteilen ... Eine Erbschaft ... Bitte kontaktieren Sie uns unter der unten angegebenen Nummer.

Das musste irgendeine Betrugsmasche sein. Man hörte so etwas ja ständig: eine freundlich-werbende Annäherung durch vorzüglich gute Samariter, und schließlich verlieren unschuldige Menschen ihre Lebensersparnisse. Als ob.

Dennoch versuchte etwas Kleines und kaum Wahrnehmbares an meiner Aufmerksamkeit vorbeizuschleichen und in den dunkelsten Tiefen Wurzeln zu schlagen. Ich hockte auf dem Sofa und schloss meine Augen.

Fünf Dinge, die ich sehe, höre, fühle, vier Dinge, die ich sehe, höre, fühle ...

Funktioniert das wirklich für irgendwen?

Dr. Fenton hat mir gesagt, dass ich mir zu viel Sorgen mache, und vielleicht sollte ich aufhören, alles totzugrübeln – eines dieser typischen Therapeuten-Mantras, auf einer Stufe mit *kein Koffein nach 16 Uhr* oder dankbar zu sein für die Person, die man ist. Fenton hat leicht reden.

An dem Tag, da der Brief ankam, war es mir über 20 Jahre lang nicht möglich gewesen, an meinen alten Namen oder an irgendwelche Erinnerungen zu denken, die mit ihm einhergingen.

ZWEI

Sook-Yin Kowloon, Juni 1966

Am Morgen von Sook-Yins Verstoßung war der Hafen voller als die Abflussrinnen am Markttag. Die Inselbewohner haben ihren Status stets ernst genommen. Wenn man ins Meer geht, kann man fischen, so sagten sie, und wer fischen konnte, würde nie hungrig sein. Das Überleben einer Familie hing vom Geld ab – die Menschen setzten ihre Hoffnungen auf Beiboote und undichte Sampans –, und jetzt zahlte sie den Preis dafür, weil sie nie genug verdienen konnte, zumindest nicht so, dass es ihrem Bruder genügte. Sie konnte Böden schrubben, bis ihre Finger bluteten, hatte Wäsche von Kowloon bis Guangzhou gekocht, aber sie würde nie eine Intellektuelle werden, jemand, den er respektieren würde. *Schwachkopf, Schande der Familie, eine Frau von 22 Jahren, die gerade mal die vierte Klasse geschafft hatte.* Das war es doch, was ah-Chor gesagt hatte.

Manches Geld ist eben gleicher als das von anderen.

Die Passagiere hatten begonnen, das Linienschiff zu besteigen. Als Sook-Yin aus dem Schatten des Docks emporblickte und mit einer Hand ihre Augen vor der Sonne schützte, wirkten sie wie kleine Fische in der Hand eines Riesen. *The Carthage – Pacific & Orient.* Dieselben Worte, die sie auf ihrem Ticket gesehen hatte, als sie mit ah-Ma am Morgen zur Bot-

schaft gegangen war. Später hat sie alles in ihrem Wörterbuch nachgeschlagen:

Karthago: Nomen

Eine Stadt der Antike an der Küste Nordafrikas. Von Phöniziern gegründet. Schließlich von den Römern am Ende des Dritten Punischen Krieges zerstört.

Sie betrachtete die glänzende Lackierung, die funkelnden Spiegelungen, die durch die Fenster brachen, die kräftige Struktur der Seile. Nichts an dem Schiff sah zerstört aus. Ein glückliches Omen vielleicht – so wie Kowloon aus der Asche emporgestiegen war.

Panik riss sie aus ihrer Versunkenheit, als aus allen Richtungen Passagiere auftauchten. Wo war ihre Familie? Sie kämpfte sich den Pier entlang zurück, suchte nach dem Hut ihres Bruders, nach der Hand ihrer Mutter an ihrem rosa Schirm, bis sie in der Menge ein Gesicht sah, das sie wiedererkannte, auch wenn es sie an ihrem Instinkt zweifeln ließ. *Ba-Ba?*

»Sook-Yin, gut«, sagte er. Da war diese vertraute Anspannung des Kiefers ihres Vaters, und sie spürte in sich die Hitze des Zorns vom letzten Mal, als sie ihn gesehen hatte. War das vier oder fünf Jahre her? Sie war mit ah-Chor zu ah-Ma gegangen, um sich um den Haushalt zu kümmern, und hatte die Geliebte ihres Vaters geweckt, obwohl es schon fast Mittag war. Sook-Yin hatte es gewagt zu protestieren, und ihr Vater hatte sie mit ausgestreckter Hand geohrfeigt. Einmal. Zweimal. Jetzt war er fett geworden, und sie verübelte ihm sein Glück.

»Du gehst also wirklich fort?«, fragte er.

»Warum? Bist du gekommen, um dich zu vergewissern?«

»Sook-Yin, nicht böse sein, okay?«

Er griff nach seiner Brieftasche und zog einen ausländischen Geldschein hervor. Der war pink und zeigte ein Porträt der Queen und ein einzelnes Wort, das sie wiedererkannte: *ten*. »Das ist alles, was ich dir geben kann«, sagte er. »Ah-Baos Beerdigung hat den Großteil unserer Ersparnisse aufgebraucht.«

Der heimliche Sohn ihres Vaters. Ah-Ma hatte eine ganze Minute um ihn geweint, aber nicht aus Trauer, sondern nur als Frau.

Als sie ihren Kopf schüttelte, drückte er ihr das Geld entgegen. »Du bist immer noch meine Tochter«, sagte er. »Ganz gleich, was ah-Ma dir sagt.«

Einen Augenblick lang schöpfte sie Hoffnung. »Ah-Ba ...«

Er drehte seinen Kopf Richtung Schiff. »Zeig, dass du es besser kannst, ah-Yin. Mache deine Familie stolz auf dich, und vielleicht sehen wir dich wieder.«

Ah-Chor tauchte in dem Gedränge auf und griff sie am Mantelkragen, während er über den Lärm hinweg schrie: »Deck D! Deck D, du dumme Träumerin! Willst du unser Geld verschwenden?« Die Anstrengung erstickte die Worte in seiner Kehle, bevor er sich umsah und ihren Vater erblickte. Er neigte den Kopf. »Wir haben Sie hier heute nicht erwartet, Sir. Wollten Sie mit Sook-Yin sprechen?«

»Ich habe gesagt, was ich sagen wollte.«

»In Ordnung, Sir.«

Sook-Yin sah vom einen zum anderen, sah ihren älteren Bruder als Schatten ihres Vaters – und sich selbst ohne Stimme. »Also auf Wiedersehen, Vater«, sagte sie, doch er war bereits verschwunden.

Als sie auf dem Zugang an Deck stand, von den Menschen mal in diese, mal in jene Richtung geschoben wurde, wusste sie

nicht, was sie ah-Ma sagen sollte. »Schreib mir oft«, meinte sie und dann an ah-Chor gerichtet: »Kümmere dich bitte um unsere Mutter.«

»Ja, mach nicht so einen Wind! Uns wird es gut gehen.«

Durch das Gewicht der Menge nach vorn gedrückt, blieb ihr keine andere Möglichkeit, als sich weiter in Richtung des klaffenden Schiffsschlundes zu bewegen.

Die Strecke zum Hafen hinunter war nun sehr weit. Ihr Bruder stand immer noch am Dock, doch ah-Ma hatte sich bereits in Bewegung gesetzt. Sie konnte die sich entfernenden Konturen ihres Regenmantels mit seinem roten Chrysanthemen-Muster noch erkennen. Fror ihre Mutter? Zitterten ihre Schultern?

Sook-Yin winkte mit den Armen, und sie rief, doch ihre Worte gingen im lauten und aufgeregten Stimmengewirr der Menge unter. *Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!* Einige der Passagiere hatten bunte Luftschlangen mitgebracht – rot und gelb leuchtende Bänder, die wie Feuerwerk aus ihren Händen hervorsprangen. Sie hob eine auf, die zu ihren Füßen lag, und hoffte, dass sie ihre eigene Familie erreichen würde, die sie zurück in Sicherheit ziehen könnte. *Wir haben es nicht so gemeint. Wir lieben dich. Komm heim.* Sie hielt das eine Ende fest und warf das andere in die Luft, aber es war zu kurz und ihre Stimme zu schwach, als dass irgendwer zu ihrer Rettung eilte.

DREI

Lily London, 1997

12. Tag der Trauer

Ich hielt noch immer den Brief in der Hand, als das Telefon blechern und dumpf unter dem Sofakissen klingelte. In jenen Tagen lebte es dort, unter Staub und Verfall und all den verstreuten Rollos verborgen, da es abstoßend und der Überbringer schlechter Nachrichten war und ich keinerlei Bedürfnis hatte, mit irgendwem zu sprechen. »Niemand will, dass du es heiratest«, sagte Maya. »Du musst nur drangehen, wenn ich dich anrufe.« Ich kramte den Hörer hervor, und es war sie. Das musste ich ihr lassen. Trotz all ihrer Fehler behielt meine Schwester die unheimliche Fähigkeit, intuitiv zu spüren, wenn etwas vorgefallen war.

»Hey«, sagte sie, als ich ranging. Ich wollte herausplatzen, *Rate mal, was geschehen ist ...*, aber sie war in Eile und unterbrach mich.

»Du musst zu mir ins Büro kommen.«

»Was, jetzt sofort?«, fragte ich.

»Ich muss was mit dir besprechen.«

Ich war ein klein wenig immun geworden gegen dieses gelegentliche Herbeizitieren: unsinnige Botengänge, um nach ihrer Hintertür zu sehen oder um sicherzustellen, dass sie ihren Ofen ausgestellt hatte. Da ich keinen richtigen Job hatte, wurde meine

Zeit als flexibel eingestuft, jede Aufgabe wurde zu einer Erinnerung an meine weckerlose Existenz. Trotz allem beunruhigte mich ihre Dringlichkeit. Und warum sollte ich ausgerechnet in ihr Büro kommen?

»So schnell du kannst«, sagte sie.

Ich blickte noch mal auf den Brief, meine Hand glitt den Hörer entlang. Es war doch offensichtlich, oder etwa nicht? Sie musste auch einen bekommen haben.

Als ich in Camden aus der U-Bahn hervorkam, hatte ich meine Panik in eine Art Erleichterung umgedeutet. Maya würde das alles regeln. Sie hatte da vermutlich bereits angerufen, Anwalt zu Anwalt und so weiter. Dafür war sie doch ausgebildet oder nicht – zunächst in Oxford, dann die bevorstehende Partnerschaft –, zumindest bis zu jenem letzten Jahr, in dem sie sich entschieden hatte, alles aufzugeben und im Unternehmen ihres Ehemannes glückliche Familie zu spielen.

Ed, Mayas schlechtere Hälfte, war ein schwer angesagter Architekt von Weltrang. Er war auch ungefähr 103 Jahre alt. Ich wusste immer, dass sie mit jemand extrem Reichem und extrem Erfolgreichem sanft landen würde, aber hier hatte sie wirklich einen faustischen Pakt geschlossen.

Ihr Büro war in einer dieser umgebauten Stallungen, die in den 80ern mit Glasbausteinen und Fenstern als Türen zu Tode renoviert worden sind. Ich habe das selbst nie verstanden, all diese Eingriffe in die Sozialgeschichte, ein vornehm affektierter Wutausbruch unter der Maske des Progressiven. Sie hatten eine neue mausgraue Tussi an der Rezeption installiert, jung, angepasst, aus reichem Elternhaus. »Mrs Redgrave ist gerade mit einem Klienten im Gespräch«, sagte sie und schielte schon fast,

als sie über ihre Nase hinweg auf mich herabschaute. Sie hatte mich bereits als unwichtig eingestuft, und ohne die Versorgung mit Vorkenntnissen konnte niemand erahnen, dass wir Schwestern waren. In meiner kleinlichen Verärgerung lehnte ich mich in das Glasfasersofa, nahm *Architectural Digest* zur Hand und produzierte lauter Donnerschläge beim Blättern der Seiten.

Selbst in ihrem Büro ließ Maya mich warten, verschanzt hinter dem Rumpf ihres Schreibtisches, während sie in ihren mannsgroßen Kalender schrieb, ihr Scheitel so akkurat gezogen wie eine Flughafenlandebahn.

»Hast du dir die Haare gefärbt?«, fragte ich.

Sie runzelte die Stirn, ließ aber ihren Blick auf ihr Blatt gerichtet. »Kannst du mal für fünf Minuten nicht seltsam sein?«

Ich kniff die Augen zusammen. Sie waren definitiv blonder. »Ich will dich ja nicht stressen«, sagte ich, »aber ich muss um zwei zu einem Termin.«

»Wohin?« Es war ein Wunder, dass sie sich kein Schleudert trauma zuzog.

»Zu einem heißen Date mit Robert De Niro.«

»Du gehst also immer noch zu Dr. Fenton?«

Sie machte mit dem entschlossenen Eifer der Verantwortung ein Häkchen an den Seitenrand.

»Dir ist schon klar, dass das durchaus kompliziert sein soll, Lils? Wenn Therapie einfach wäre, könnte man es auch sein lassen.«

Ich stützte meine Arme auf den Schreibtisch, der Brief knisterte seine Missbilligung in meiner Tasche. »Na los schon. Raus mit der Sprache«, sagte ich.

Sie massierte ihre Schläfen. »Es ist etwas seltsam Unangenehmes eingetreten.«

In der Angelegenheit Miss Mei-Hua Chen ...

»Ed plant eine Überraschungsparty für mich.«

»Was?«

»Genau. Es ist grauenhaft. Ich hasse es.«

»Nein, ich meinte, *was* genau ist das Problem?«

»Er droht schon seit Monaten damit, mich mit all seinen Mitarbeitern zusammenzubringen. Er meint, es sei sinnvoll, meine Präsenz im ›Netzwerk‹ etwas zu steigern.«

»Ein Netzwerk aus Geiseln?«

»Witzig.«

Aber das konnte es doch nicht gewesen sein, oder doch? Das konnte nicht der Grund sein, weshalb sie mich herbestellt hatte. Sie lief sich nur warm, führte mich sanft zum eigentlichen Thema. »Und was soll ich da jetzt genau machen?«

»Du musst mit ihm sprechen, Lily. Tue so, als hätte sein Assistent es ausgeplappert, aber eigentlich wolltest du die Party selbst planen, weil du mich kennst, bla, bla, bla ... So habe ich zumindest die Kontrolle darüber, wer eingeladen wird.«

»Klar.«

»Keine Panik, ich habe das schon mal gemacht. Das läuft. Speisen und Gäste und alles, es ist also keine wirkliche Lüge.« Sie feuerte einen gereizten Blick in meine Richtung. »Das ist jetzt kein Problem, oder?«

»Hättest du mir das nicht am Telefon sagen können? Es klang, als sei es wirklich dringlich.«

»Na ja, nein ... Aber es muss *plausibel* wirken.« Sie hielt inne, als würde ihr plötzlich etwas klar. »Ich erwarte nicht, dass du kommst. Ich weiß, dass du solche Sachen verabscheust.«

»Warum kann das nicht einer deiner Lakaien übernehmen?«

Sie ordnete die Stifte auf ihrem Schreibtisch wie eine kleine

Reihe Soldaten an. »Denen kann ich nicht vertrauen. Nicht wie dir. Die tratschen das noch an Ed weiter.«

Etwas mir nicht Lesbares fuhr über ihr Gesicht. War etwas zwischen den beiden vorgefallen? Ich deutete sinnfrei in Richtung ihres Bauches. Immer noch flach wie das Moor. »Ist alles okay ... da unten?«

»Alles in Ordnung, danke schön.«

»Hat Ed dich zum Ultraschall begleitet?«

»Himmel bewahre, nein! Er will nur wissen, ob alles in Ordnung ist.«

»Und ist es das?«

»Ja, es ist okay ...« Sie blinzelte mich an. »Wirklich, bestimmt. Alles in Ordnung.«

»Klingt, als wäre es in Ordnung«, sagte ich.

Wir spielten diese Spiele, Maya und ich. Als wir jünger waren, fiel es mir schwer, sie richtig zu lesen, aber mit den Jahren war ihr Panzer etwas abgenutzt und zeigte emotionale Risse: ein leises Knirschen ihres Kiefers; das unbestreitbare Flackern im Augenwinkel, das sie gern dem Alter zuschrieb, von dem ich aber vermutete, dass es eine andere Art Auszeichnung war. Eine, die bisher zumindest immer meinen Namen getragen hatte.

Ich konnte nicht gehen, ohne es ein letztes Mal zu versuchen. »Es gibt also sonst nichts, was du mir erzählen wolltest?«

»Nein. Was meinst du?«, fragte sie.

»Nichts ... in der Post heute Morgen?«

Die Vene in ihrem Hals sprang hervor. »Du bist nicht schon wieder in Schwierigkeiten, Lily, oder?«

Ich simulierte ein empört prustendes Lachen. »Nein! Warum sollte ich?«, sagte ich, und in dem Moment war es wichtig, dass sie mir glaubte, eine seltsame Verkehrung, die vor einem Jahr

ihren Anfang genommen hatte. Sie schien zunächst erleichtert zu sein, als Dad gestorben war – eine Person weniger, um die sie sich kümmern musste –, aber manchmal hatte sie diesen Blick in den Augen, und ich konnte mir nicht mehr sicher sein, wer von uns beiden den anderen beschützte. »Ich habe dir einfach nur eine Karte geschickt, das ist alles«, sagte ich. »*Mumma Maya*, die ABBA singende Nonne. Sie wird dann vermutlich morgen kommen.«

Auf dem Weg zurück zur Station versuchte ich die Dinge rationaler zu analysieren. Mayas Reaktion wies auf eine von zwei Möglichkeiten: Entweder war der Brief noch auf dem Weg, oder jemand hatte speziell mich ausgewählt – was keinerlei Sinn ergab. Was wir durchgemacht hatten, hatten wir gemeinsam durchgemacht.

Der erbarmungslose Sturm der Nacht hatte die Straßen um Clapham verwüstet, und überall im Bereich des Common lagen zerbrochene Eichenleichen und Ahornäste, all die Jahre hart erarbeiteten Wachstums in einer einzigen Nacht wütender Zerstörung gefällt. Ich war nicht in der Stimmung für Dr. Fenton. Seit jenem Debakel an der Universität hatte ich über den Zeitraum von sechs Jahren immer mal wieder Therapeuten aufgesucht. Wenn man meinen Fortschritt auf einem Graphen aufzeichnen würde, gliche er einer erratischen Klangkurve, die eine Nocturne von Chopin mit einem Satz schizoiden Liszt irgendwo in der Mitte trällern würde.

Als ich ankam, war die Toilette des Wartezimmers besetzt. Ich sah auf meine Uhr, während ich draußen herumlungerte und auf das Geräusch des Abzugs und das asthmatische Rauschen des Handtrockners lauschte, bis schließlich ein Mann

herauskam. Er konnte nicht älter als 30 sein, hatte aber etwas Zerfasertes an sich: einen Fingerbreit Schmutz am Kragen, nicht zusammenpassende Socken, als wäre er vom Weg der Eitelkeit der Jugend abgekommen. Wirkte ich auch so auf andere? Überschritt ich selbst mit 25 bereits die Grenzen der Ironie?

»Entschuldigung«, sagte er. »Hallo.«

Wir versuchten, uns aneinander vorbeizumanövrieren.

»Ich bin spät dran – wenn ich nur kurz ...«

»Sie wollen zu Dr. Fenton?«, fragte er. »Alles gut, wir sind gerade erst fertig geworden.«

Fenton erschien in der Tür seines Büros. »Ah, Scott, ich erwische Sie noch«, sagte er. »Hier ist die Nummer für die Gruppe, von der ich Ihnen erzählt habe.«

Er sah nicht aus wie ein Scott. Während der Zettel im Vorübergehen überreicht wurde, spürte ich, wie der Mann mich wieder ansah, aber da ich nicht in der Stimmung war, seine Neugier zu befriedigen, hielt ich meinen Blick auf dem Boden und wartete, bis ich ins Zimmer gehen konnte.

»Ich würde mir keine Sorgen machen«, sagte Dr. Fenton, als ich die Bäume am Common erwähnte. »Die Natur neigt dazu, sich selbst zu berappeln, unabhängig von den Intentionen anderer.«

Er schien an dem Tag abgelenkt. Sein Stift, dem ich sonst kaum folgen konnte, verblieb faul im selben Winkel, sein Blick schweifte zum Fenster. Ich konnte es ihm nicht verübeln. Wie viele Einkaufslisten und Pläne für Heimwerkeraktivitäten nahmen in ähnlichen Zumutungen Gestalt an?

Im Versuch, die Zeit totzuschlagen, entschied ich mich dazu, ihm den Brief zu zeigen. Ich folgte seinem Blick, während er ihn zweimal las und dann zurück auf den Tisch legte. »Haben Sie angerufen?«, fragte er.

»Ich habe angenommen, es handelt sich bloß um eine dieser Betrugsmaschen. Wie diese Gewinnspiele, die mit der Post kommen. *Reader's Digest*. Glücksbote. Sie haben gewonnen!«

Er lachte nicht, als ich dazu die *Jazz-Hands*-Bewegung machte.

»Hat Sie der Name des Mannes nicht an etwas erinnert?«

Hei-Fong Lee. Verstorben.

Ich schüttelte den Kopf.

»Haben Sie mit Ihrer Schwester darüber gesprochen?«

»Ich hatte gehofft, sie würde auch einen erhalten, sodass wir gemeinsam entscheiden könnten, was zu tun ist. Zusammen.«

»Und was, wenn Sie sich nicht einig sind?«

»Das wird nicht geschehen«, sagte ich. »Wir haben natürlich offensichtlich Meinungsverschiedenheiten ... was Fernsehen und Bücher angeht. Aber nie bei wichtigen Angelegenheiten.«

Er lächelte. »Zum Beispiel bei der Frage, hierherzukommen ...«

Meine Achseln begannen unter dem Pulli zu jucken. Ich hätte nicht so nah an der Heizung sitzen sollen. »Also okay, vielleicht war ich zu Beginn nicht sonderlich versessen darauf, aber das ist genau, was ich meine mit Maya. Sie wusste immer schon, was das Richtige für mich ist.«

Sein Stift erwachte zum Leben und tanzte über die Seite. Die größte Bewegung seit zehn Minuten. »Diese Emotionen zu Beginn, von denen Sie sprachen, dass Ihre Schwester versucht, Sie zu kontrollieren ...«

Ich begann zu lachen. »Das habe ich nicht gesagt!«

Fenton hob eine Augenbraue, um mir zu widersprechen. »Wenn ich mich richtig erinnere, waren Sie recht wütend über eine Liste, die sie gemacht hat, um Ihnen bei Ihrer Genesung zu helfen.«

Versuche, joggen zu gehen; hör auf, dich in Spiegeln unter die Lupe zu nehmen; übe es, Gespräche mit anderen zu führen.

Ich rutschte nervös auf meinem Stuhl herum. »Wenn ich das gesagt habe, dann weil ich frustriert war. Ich bin ein sehr frustrierter Mensch. Gehört es da nicht dazu, dass man anderen die Schuld gibt?«

»Manchmal, ja«, sagte er. »Aber ich frage mich schon, weshalb Sie da nicht angerufen haben. Weil es etwas ist, das Sie für sich selbst tun könnten.«

Er zeigte auf den Brief. »Soweit ich das beurteilen kann, könnte sich daraus alles Mögliche ergeben.«

»Im Sinne von: Die Katze ist zugleich tot wie lebendig?«

»Wenn Sie so wollen.«

Ich wusste, worauf er hinauswollte. Wenn das Erbe mit meiner Mumma in Verbindung stand, wäre es eine Gelegenheit, nicht nur mehr über sie herauszufinden, sondern auch über mich selbst: woher ich kam, wohin ich gehöre, besonders da Maya und Dad nie darüber geredet haben. Aber wie immer mit Dr. Fenton hing eine solche Möglichkeit von einer Binarität ab.

»Sie vergessen etwas«, sagte ich. »Etwas im Nachhinein zu erfahren, ist das eine. Aber man kann ein solches Paket niemals wieder ungeöffnet machen.«

»Angst hat Sie zuvor auch nicht aufgehalten.«

»Ich weiß nicht, was Sie damit meinen. Bin ich nicht gerade hier, weil ich Angst habe?«

»Und als Sie sich in Cambridge selbst verletzt haben? Dazu brauchte es schon Mut.«

Ich drückte meine Ellenbogen gegen meine Seiten in dem Versuch, die dunklen Schweißflecken zu verstecken, die sich unter meinen Achseln zu bilden begannen. »Das war kein Mut«,

sagte ich. Mit demselben gereizten Tonfall, als hätte er mich beim Murmelspielen geschlagen. »Und ich war damals eine andere Person.«

Er schlug seine Beine übereinander, und sein Notizbuch fiel herunter, der Aufprall wirkte in der Stille ohrenbetäubend und endlos. »Waren Sie das wirklich?«, fragte er.

VIER

Sook-Yin Juni, 1966

Das Schiff war ein fremdes Land, und auch wenn Sook-Yin dessen Sprache nicht flüssig beherrschte, wusste sie doch, dass einige Dinge auf der ganzen Welt gleich sein mussten. Auch hier gab es Fischer und Kapitäne, und die erste Klasse war für die Menschen ganz oben. Ihnen standen der Speisesaal mit goldverzierter Decke zur Verfügung, der Tanzsaal, der wie eine Kastanie glänzte, der blaueste Swimmingpool überhaupt mit seinen Liegestühlen und Sonnenschirmen, an dem blashäutige Frauen ihre Kleidung abstreiften und ihr Fleisch in der stechenden Sonne marinierten.

Sie war unten glücklicher. Die Kabine auf Deck D, in der sie untergebracht war, lag nur eine Etage über jener der Arbeiter, und sie genoss über Tag ihre Verlassenheit und wie sie bei Einbruch der Nacht in ihrer Koje liegen und den Bauch des Schiffes wie einen Herzschlag vibrieren spüren konnte.

Alle Frauen in ihrer Kabine waren Chinesinnen. Zwei von ihnen waren wie sie auf dem Weg nach London, um sich zu Krankenschwestern ausbilden zu lassen, wenn auch an einem anderen Ort als Sook-Yin. Die Dritte war, wie sie überrascht feststellte, eine Frau, mit der sie mal zur Schule gegangen war.

Florence Ho war zwei Jahre älter als sie und sollte einen Mann aus Lamma heiraten, der sich vor ein paar Jahren in Lon-

don niedergelassen hatte. Abgesehen davon schienen sich die Fakten mit ihrer Gefühlslage zu ändern. Zuerst war er 80 und später dann 100 Jahre alt; er hatte vier Kinder, oder vielleicht waren es auch nur zwei; seine Frau war zunächst im Kindbett gestorben und später dann bei einem schweren Unfall ums Leben gekommen. Welche Version Florence auch immer wählte, die anderen Frauen begegneten ihr stets mit Mitgefühl, und Sook-Yin blieb allein in ihrer Erleichterung, dass es jemanden gab, der noch dümmer war als sie selbst.

Niemand von ihnen hatte je eine Fernreise per Schiff unternommen, ein Nachteil, der sich langsam anhand des Krankheitsstands in der Kabine bemerkbar machte. Nur Sook-Yin blieb verschont, doch jeden Morgen erwachte sie inmitten der Motorenabgase des Schiffes, gemischt mit dem Geruch von Erbrochenem, die Luft widerlich und dick in ihrer Säueris. Als die Frauen nach ihren Müttern riefen, war sie es, auf die sie sich verließen, um sie mit Waschlappen und Schüsseln mit Suppen oder Eiswürfeln in Pappbechern zu versorgen, wann immer sie danach verlangten. Da sie an ihr Leben unter Deck gewöhnt war, fühlte sie sich exponiert, wenn sie diese Besorgungen machte, und hatte ihren Passagierschein stets eng unter ihrem BH, falls man sie anhalten und zur Rede stellen würde.

In Suez war die Hitze überwältigend, doch jede Hoffnung auf Erholung an Land wurde durch die Ansage zerschlagen, dass alle an Bord bleiben mussten. Die schöne Aussicht war ein schwacher Trost, sie verhöhnte Sook-Yin mit ihren Verheißungen der Märkte in der Ferne, mit den Gerüchen von Weihrauch und Früchten und den verlockenden Rufen der Verkäufer. Sie war überglücklich, als eine Stunde später eine Gruppe von Frauen

auf die Landungsbrücke zukam. »Lady! Lady!«, riefen sie. »Kommen Sie, schauen Sie sich das schöne Halsband an, das wir hier haben.«

Sook-Yin begab sich von Deck, hypnotisiert von den großen hölzernen Tablett, die jede von ihnen um den Hals hängen hatte und auf denen polierte Perlenketten lagen, die im Sonnenlicht blinkten und glitzerten. Sie nahm eine der Ketten, hielt sie sich an und staunte über die grünen und ockerfarbenen Wellen, die ihren Fingern wie Wasser folgten. »Wie viel?«, fragte sie die Frau.

»Für Sie, Ma'am, zehn Schilling. Ich mache sehr guten Preis für Sie.«

Das einzige Geld, das Sook-Yin bei sich trug, war der Schein, den ihr Vater ihr gegeben hatte. Ah-Ma hatte den Rest auf ein Bankkonto in London überwiesen. Sie legte die Kette wieder auf das Tablett. »Nein. Unmöglich«, sagte sie auf Englisch.

»Okay, wie viel du geben?«

Sook-Yin hatte sich bereits wieder in Richtung des Schiffes gewendet, warf aber einen Blick über ihre Schulter und hielt alle Finger einer Hand in die Luft.

Die Frau verzog ihr Gesicht. »Willst du, dass meine Kinder hungern?«, rief sie.

»Fünf.« Sook-Yin blieb stur. Hatte ah-Ma sie nicht zumindest das gelehrt? Wer hätte *ihnen* in der Heimat je Mitleid entgegengebracht, wenn sie die Straßen durchkämmten, um Arbeit zu finden, und ihre Füße durch die Sohlen ihrer Sandalen scheueren, ihre Kehle so trocken war wie die Schale einer Kumquat? Von den Slums in Diamond Hill bis hin zu den Penthouses hoch im Peak, überall nutzten sie einen aus, wenn man sie ließ.

Sie zählte das Wechselgeld sorgsam nach. Sie wusste nicht, wie viel fünf Schilling wert waren, nur, dass es die Hälfte dessen

war, was es gekostet hätte, und sie beglückwünschte sich selbst für ihr Verhandlungsgeschick.

Als später ihre Kabinengenossinnen die Kette untereinander herumreichten, schien ihr Wert in ihrem Neid noch zu steigen. »Du solltest damit zum Juwelier gehen«, sagte eine. »Die Steinchen müssen ein Vermögen wert sein.«

»Ich hätte lieber das Geld«, bellte Florence. Sie hatte sich geweigert, die Kette in die Hand zu nehmen, und betrachtete sie abschätzig mit einem beiläufigen Blick, während die anderen um sie herum vor Begeisterung flatterten.

»Aber ich würde sie niemals verkaufen«, sagte Sook-Yin, während sie die Kette tief in ihrer Weste vergrub. Sie hatte sich bereits entschieden, dass sie ihr Talisman werden würde, ein Totem für die Person, die sie sein würde, und sie schwor sich, sie sicher zu verwahren, für immer.

Als sie an den Tilbury Docks ankamen, hatte der englische Himmel die Farbe einer frischen Wunde. Sook-Yin kniff ihre Augen zusammen und blinzelte in das fahle Licht, den Geschmack von Schmutz auf der Zunge, als sie in den wartenden Minibus stieg. Florence, deren Geldbeutel prall gefüllt war, hatte gerade noch so ihre Kontaktdaten rausgerückt – sie kritzelte ihre neue Adresse und Telefonnummer gehetzt auf eine zerrissene Quittung –, bevor sie sich ein Taxi rief und verschwunden war.

Die ganze Landschaft veränderte sich, als sie losfuhren. Straßen so dünn wie Nudeln zogen an ihr wie ein verschwommener Schmutzschleier vorbei: aschfarbener Beton, abgedunkelte Fenster, Wäschestücke, die wie körperlose Häute auf den Balkonen flatterten. Sie wurde von einer anschwellenden Panik erfasst. Bevor sie das Schiff betreten hatte, war der am weitesten

entfernte Ort, den sie je bereist hatte, die Insel Cheung Chau gewesen, 90 Minuten mit dem Schiff, und selbst da hatte sie es geschafft, sich zu verirren. Doch ah-Chor war stur geblieben. Sie durfte nur im Notfall zurückkehren. Sich zu verirren stellte keinen Notfall dar.

Die Quartiere der Krankenschwestern befanden sich nicht auf dem Gelände des Krankenhauses, sondern an einem Ort, den der Fahrer Hammersmith nannte. Sook-Yin freute sich auf ihr eigenes Zimmer, doch als sie an jenem Abend ankam, wartete dort bereits eine andere Frau: klein, mit gelben Haaren und Augen so fahl wie ein Geist. Sie sprang auf und streckte ihr ihre Hand entgegen.

»Hallo, wer bist du?«, fragte sie.

»Mein Name ist Chen Sook-Yin.«

Die Frau lachte auf, wodurch ein Halbmond beneidenswert perfekter Zähne zum Vorschein kam. »Das werde ich mir niemals alles merken können! Wie wäre es, wenn ich dich Chen nenne?«

»Chen ist mein Nachname. Oder sind wir in der Armee?«

Sie sagte, ihr Name sei Peggy, und gab sich dabei Mühe, die Silben so betont langsam auszusprechen, als würde sie denken, Sook-Yin sei taub. »Nun komm schon rein und leg dich ab, Liebes. Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass ich das Bett am Fenster genommen habe, damit ich ab und an gepflegt eine Kippe paffen kann.«

Sook-Yin verstand kein Wort von dem, was sie sagte. Die Stimme der Frau war wie Gung-Gungs Gewehr – *tatatata* –, rasend schnell! Sie sah sich im Zimmer um und formte die Worte, die Schwester Catherine ihr beigebracht hatte: *ein Tisch, ein*

Stuhl, ein Fenster. Schmutziger Fleck auf dem Teppich. Sie konnte sich keinen Reim auf das Bett machen, bei dem das Laken extrem eng und flach auf die Matratze gespannt war, steif und hart wie ein Sarg.

Für das Abendessen in der Kantine war sie zu spät, also nahm Peggy sie in ein Stehrestaurant mit und kaufte ihr Fisch, der in Zeitungspapier gewickelt war und einen beißenden Geruch in ihrem Zimmer hinterließ. Sook-Yin stockte der Atem, als sie das Päckchen öffnete. Ein ganzer Kabeljau! In der Heimat war sie immer die Letzte an der Reisschüssel, nachdem ah-Chor und ah-Ma fertig waren, und sie konnte ihr Glück kaum fassen. Sie aß rasch mit ihren Fingern, ihr Herz raste wie das eines Läufers.

»Wie schmeckt es dir?«, fragte Peggy.

»Ja, ich mag sehr. Und lustige Kartoffeln auch.«

»Oh ja. Pommes sind großartig.«

Peggy stand auf und wandte sich dem Spiegelbild der beiden zu, während sie ihre Haare richtete. »Meinste, die haben uns absichtlich zusammengesteckt? Zwei Ausländer, wenn du weißt, was ich meine.«

»Aber du nicht Ausländer«, sagte Sook-Yin. »Du bist Frau von England.«

»Ich bin aus dem *Norden* Englands. Das ist für Londoner wie Timbuktu, wobei es für dich noch schlimmer sein muss. Hast du Heimweh?«

Sook-Yin dachte über das Wort nach und stellte sich dabei die Gesichter von ah-Chor und Ba-Ba vor. Heimweh, *weil* das Heim fehlt oder *wegen* des Heimes? Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin hier für Abenteuer.«

Peggy widmete sich ihrem offenen Koffer und begann Kleider und dünne Mäntel hervorzuholen, die sie in den kleinen

Kleiderschrank hing, den sie sich teilten. »Hast du gar nichts mit?«, fragte sie.

»Jetzt zu spät, Gepäck holen. Der Mann hat in Keller gebracht.«

Ihren riesigen Lederkoffer. Der Name des ursprünglichen Besitzers war durchgestrichen und mit einer blassen blauen Farbe überschrieben: *Chen, Sook-Yin. Zielort: England.* Ah-Chor hatte es in seiner krickeligen Handschrift geschrieben, die Buchstaben so groß, dass der Koffer nicht gestohlen werden oder, was wahrscheinlicher war, damit sie ihn nicht vergessen konnte. Wie sie nun Peggys Klamotten anstarrte – so hell wie die Wohnungen in Wan Chai mit ihren Blau-, Pink- und Gelbtönen –, war sie erleichtert, dass ihre eigenen Anzihsachen gerade unsichtbar waren. Sie hatten etwas an sich, für das man sich schämen konnte: die langen Unterhosen, die Fischerpullis, die vier Paar dicken Wollsocken, die aus einem Army-&-Navy-Shop stammten. Wie viele fremde Unterwäsche hatte durch ihre und ah-Mas Hände gehen müssen, um sie kaufen zu können? *England ist kalt*, haben sie gesagt. Zum ersten Mal seit ihrer Abreise machte sich der kleine, scharfe Stich einer Verbitterung oberhalb ihrer Brust breit, als ihr die Ahnungslosigkeit ihrer Familie gewahr wurde.

Peggy nahm eine Handvoll Bilder aus ihrem Koffer und heftete sie an eine große Pinnwand aus Kork. Sook-Yin stand auf, um sie sich genauer anzusehen. »Das ist Marilyn Monroe«, sagte sie.

»Aye. Magst du sie auch?«

»Oh ja. Sie sehr berühmt in Hongkong. Wie James Dean und Cary Grant.«

»Ich liebe James Dean«, sagte Peggy. »Und dieser Clark Gable ist schon ein Schnittchen.«

Sook-Yin legte ihre Hände vor ihr Gesicht. In all den Wochen vor ihrer Abreise hatte sie sich nur die schlechten Dinge ausgemalt: die riesigen Ozeane zwischen den beiden Kontinenten, die sprachlichen und kulturellen Hürden. Und doch waren sie nun zusammen in diesem Zimmer, umhüllt von der kalten Luft, die wie ein dickes Laken über ihnen lag, wie auch von dem seltsam dringlichen Instinkt, der von Filmen, Musik und gemeinsamen Träumen vorprogrammiert worden war. »In meiner Sprache ist lustig«, sagte sie. »Clark Gable bedeutet das hier.« Sie zeigte auf ihre Achsel und sagte die Worte auf Kantonesisch, und Peggy brach in Gelächter aus, bis ihr die Tränen liefen.

Um acht Uhr am nächsten Morgen wurde sie herbeigerufen, um Oberschwester Connolly zu treffen. Zuvor hatte sie ihre Uniform abgeholt und musste unglücklicherweise feststellen, dass außer den Papierhauben nichts klein genug war, damit es ihr passen konnte. Sie trippelte vor dem Büro herum, da das gestärkte Innenleben ihres neuen Gewandes wie ein Sack Reis um sie herumschwang.

»Eintreten!«, rief eine Stimme, als sie klopfte. Sie öffnete die Tür, wartete und machte einen Knicks, als die Frau aufsah. »Ah, Sie müssen Miss Chen sein«, sagte sie. »Gute Güte, meine Liebe, ich bin nicht die Queen. Kommen Sie rein und schließen Sie die Tür.« Sook-Yin saß mit ihren Händen im Schoß, wich der bohrenden Prüfung im Blick der Frau aus und spürte eine unbehagliche Stille.

»Was lässt Sie vermuten, dass Sie eine gute Krankenschwester wären?«

Sook-Yin war auf diese Frage nicht vorbereitet. Sie wusste, A und B ergibt C, aber nicht, warum es so und nicht anders war. Ihr Bruder hatte sie loswerden wollen, und deshalb war sie hier.

Ihr Kopf stolperte in die Erinnerung, als Florence kopfüber über der Toilette hing. »Auf Schiff habe ich gepflegt kranke Menschen.«

»Sie waren Krankenschwester auf einem Schiff?«

»Nicht Krankenschwester. Passagierin. Aber ich habe mich um Frauen in Kabine gekümmert. Suppe gebracht und gewaschen ihre ...« Sie hielt inne und suchte nach dem richtigen Wort, »... Unterwäsche.«

Die Oberschwester räusperte sich. »Ich verstehe. Und was macht der Rest Ihrer Familie? War zum Beispiel Ihre Mutter Krankenschwester?«

»Meine Mutter ist Putzfrau«, sagte sie. »Sie wäscht ...«

»Ja, ja, ich verstehe. Aber Waschen ist nur ein Teil des Jobs. In zehn Wochen werden Sie Examen schreiben müssen. Werden Sie die notwendigen Lektionen lernen können?«

»Ich verspreche, ich hart arbeiten.«

Die Oberschwester presste ihre Lippen zusammen, als sie Sook-Yins Schwestertracht begutachtete. »Ist das die kleinste Uniform, die da war?«

»Ja. Tut mir leid, dass ich schlecht aussehe.«

Die Oberschwester schaute auf die Uhr und erhob sich. »Kommen Sie mit, Miss Chen.«

Sook-Yin folgte ihr mit etwas Abstand zu einem kleinen Anbau im hinteren Bereich des Gebäudes, der, wenn man dem Kamingeruch trauen konnte, von Kohl und Erdbeermarmelade betrieben wurde.

»Das ist Schwester Chen, eine neue Auszubildende im Krankenhaus«, sagte die Oberschwester zu der diensthabenden Frau. »Ich möchte, dass Sie ihr immer drei Portionen von allem geben, bis sie in diese Uniform passt.«

Überrascht von der Freundlichkeit der Oberschwester kehrte Sook-Yin in ihr leeres Zimmer zurück, um einen Brief an ah-Ma zu schreiben. *London ist prima*, notierte sie. *Die Menschen sind sehr freundlich zu mir, vielleicht also gehöre ich wirklich hierher.*

Sie hielt inne und las die Worte erneut, die Buchstaben tanzten und verschwammen vor ihren Augen, während ihre Tränen das Luftpostpapier kräuseln ließen. Sie strich alles durch und begann von vorn. *Ma-Ma*, kitzelte sie, *du hattest recht. England ist kalt und nass. Ich habe Heimweh. Bitte schreibe mir bald.*